

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 271.

Montag, 3. Oktober

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



29. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Sag' mir, hast du das Dokument verbrannt?“ fragte sie das Porträt der Dame Sibylle.

Da trat ein höhnischer Zug in deren Gesicht, und Brigitte sah genau, wie sie, ganz leicht verneinend, den Kopf schüttelte.

„So ist es hier im Zimmer?“

Das Porträt zwinkerte mit den Augen: Ja!

„Im Sekretär!“

Ein ironisches Lächeln verneinte offensichtlich.

„Wo aber dann?“

Die Dame zuckte die Achseln — und schaute stumpfsinnig geradeaus. Aber bei der Bewegung der Schultern hatte sich ihr Kleid etwas verschoben, und deutlich sah das junge Mädchen, wie der Fuß der Herzogin von Arles — sie war unvermählt geblieben und hatte nie diesen Titel verloren — auf einem mehrfach zusammengefalteten Pergament stand.

„Oh“, sagte Brigitte überwältigt, „jetzt bin ich am Ziel.“

Sie erhob sich und trat dicht an das Porträt heran — Vor ihr auf dem Boden lag tatsächlich — genau an der Stelle, die der Fuß der Dame zeigte — ein flaches, gefaltetes Stück Papier.

Brigitte hob es auf und schlug es auseinander.

Im Zwielicht las sie:

„Château Dignecourt, le 15 octobre 1715. Moy, François Duke d'Arles. avois donné un testament forcé par mon fils et ma petitefille Sybille. Je le revoke et je donne ici, en présence de Dieu et les témoins honorables...“

Brigitte hatte genug gesehen.

Sie vergaß die strenge Etikette, die bei den Goyles herrschte wie bei den Windermeres, und über die Emily und sie sich zuweilen ein bißchen lustig gemacht hatten. Langsam, wie im Traum, ging sie durch die Bibliothek, und die Korridore und schritt im Eßsaal auf Henry Clifford zu.

„Hier ist das Dokument, Herzog von Arles!“

Sie schaute sich — abwesend lächelnd — im Kreise um.

„Vater — ich möchte... nach Hause!“

Dann sank sie auf den Teppich hin.

Fünf Minuten später raste das Auto nach Hyères.

Brigitte hatte hohes Fieber und delirierte mit halblauter Stimme.

„Das kommt davon“, sagte die Herzogin streng zu ihrem Gatten, als sich der erste Sturm der Aufregung gelegt hatte.

Der zuckte die Achseln.

„Was willst du? Das Dokument ist da, dein Sohn wird Herzog von Arles — und sein Vermögen vermehrt sich um etliche Millionen Pfund.“

„Und Brigitte?“

„Tatata — der Arzt sagte, sie habe zu viel gegessen — nach der Hungertur — die Nerven seien überreizt durch die Dunkelhaft, das Allein- und Abgeschlossensein... eine leichte Grippe, weil sie ohne Strümpfe dem Zugwind ausgesetzt gewesen sei... In zwei, drei Tagen ist sie gesund — und nimmt, wie sie reichlich verdient hat, an Henrys Glück teil.“

„Und ich?“ sagte die Herzogin — erbittert. „Wer entschädigt mich für alle die Jahre, die deine Prozeßwut mir verdorben hat?“

Der Herzog senkte die Stirn.

Wirklich nur dir? dachte er. Hast du nicht — fast vom ersten Tage unserer Ehe an — den Strich zwischen uns so deutlich gezogen, daß mir nichts anderes übrigblieb, als meine Interessen auf Dinge zu lenken, die von dir so entfernt wie nur möglich waren? Allein — allein bin ich doch auch nicht schuldig.

Aber klug und bescheiden geworden — nicht zuletzt durch das, was die jüngste Zeit gebracht, erwiderte er laut: „Was dich entschädigen kann, Ellen? Das Glück deines Sohnes!“

„Ich — ich bin so alt noch nicht, nur — immer nur — von der Freude anderer leben zu können — und wenn es selbst die meines geliebten Sohnes wäre.“

„Du willst damit sagen, daß du nun endgültig auf Trennung bestehst?“

Die Herzogin zog ein verächtliches Gesicht.

Sie waren zu dumm — diese Männer.

„Jetzt — nachdem der Prozeß so gut wie gewonnen, könnte es — vielleicht doch auch andere Wege geben“, sagte sie nicht ohne Ironie.

„Du — brauchst sie mir nur anzudeuten. Es wird alles nach deinem Wunsch geschehen.“

Ellen Goyle schüttelte verzweifelt den Kopf.

Sie mußte sich gestehen, daß zum ersten Male in ihrem Leben ihr Gatte ihr ein wenig imponiert hatte.

Sie war immer der Meinung gewesen, diese elende Prozeßriererei werde in ein dunkles Nichts verlaufen — entbehre jeder Wahrscheinlichkeit eines Erfolges.

Der Lauf der Dinge hatte anderes bewiesen.

Viel Zufall war dabei — gewiß.

Aber auch der Zufall kann nur spielen, wo irgend ein vernünftiger Grund ihn vorbereitet, ihm Wege gebahnt.

Die Herzogin gehörte zu den naiven Menschen, die der Erfolg — und nur der Erfolg — überzeugt.

Im tiefsten Herzen hatte sie ihren Gatten in diesen

Letzten Stunden ehrlich bewundert — ihm manche geringfügige Empfindung abgeben. Ein Ziel so entschlossen zu verfolgen — und es endlich zu erreichen: das war trotz allem und allem doch immerhin allerlei. Goyke, der sich in all den Jahren seiner Ehe nach nichts so sehr gesehnt, als einmal — ein einziges Mal auch nur — bei seiner Frau etwas zu gelten, war indes viel zu hoffnungslos und viel zu bescheiden ihr gegenüber geworden — um an eine Verwirklichung dieses seines kühnsten Traumes noch zu glauben.

Schweigend standen sich die Gatten einen Augenblick gegenüber. Dann zuckte die Herzogin resigniert die Achseln und ging hochmütig davon.

Goyke seufzte leise.

Er wußte: und wenn er die ganze Welt eroberte, das Herz seiner Frau blieb ihm immer verschlossen.

*

Um diese Stunde stieg am PLM-Bahnhof in Hydres — von zwei Dienerinnen gestützt, von einem Lakai auf dem Fuße gefolgt, von einer zierlichen und kultivierten Gesellschafterin sorglich umflattert — eine alte, vornehme, weißhaarige Dame aus einem Erster-Klasse-Wagen, dessen sämtliche Plätze sie gekauft hatte, und sah sich mit den fremden und von weither kommenden Blicken der Greisin, die seit langem die „Welt“ nicht mehr erblickt, ringsum.

„Natürlich!“ kopfschüttelte sie ihrer Gesellschaftsdame zu. „Niemand zum Abholen.“

„Es weiß ja auch niemand, daß Eure Herrlichkeit kommt!“ erwiderte schüchtern die Dame.

„Ach — so was muß man doch im Gefühl haben. Der Herzog — Gott ja, der wird ja allerlei anderes zu denken haben. Aber mein Enkel —“ Doch der Lakai hatte gesorgt. Wenige Minuten später war die ganze Gesellschaft in einige Autos verfrachtet, und die Wagen sausten durch die breiten, palmenbewachsenen Straßen der Stadt ihrem Ziele zu.

Henry geleitete den Arzt, der Brigitte untersucht hatte, die Treppen hinunter zu dem Wagen, der — jetzt war es ja nicht mehr nötig, das große Portal immer verschlossen zu halten! — am Fuße derselben hielt.

„Machen Sie sich keine Sorge, Lord Rudyard“, tröstete der den jungen Mann, „ein Nervenzusammenbruch — eine leichte Grippe — vielleicht sogar eine Neigung zu einem Fieber — aber gewiß nichts Ernstlicheres. Die junge Dame hat eben doch zu schnell und zu viel Nahrung zu sich genommen — nach sehr bösen Fasttagen. Sie wird . . .“

In diesem Augenblick ertönte eine energische Hupe — Um die scharfe Cade der Auffahrt bog ein Automobil — ein zweites — ein drittes folgte.

„Mein Gott“, entfuhr es Henry, „wer kann das sein?“

Aber schon hielt der erste Wagen gleich hinter dem des Arztes — ein weißes, spitzenbedecktes Haupt bog sich aus dem Fenster.

„Grannee . . .!“

„Ja, mein Junge — wenn ihr mich ganz und gar vergeht. Ich bin seit Tagen ohne Nachricht. Was ist denn los mit euch allen? Da bin ich, kurz entschlossen — auch hierher gekommen. Die Unruhe hat mich einfach hergetrieben.“

„In der Tat — oh, Grannee — wir sind unverzeihliche Egoisten.“

„Ich fürchte, daß in diesem Falle Selbsterkenntnis noch nicht einmal zur Besserung führt. Aber nun hilf mir heraus. — Nein, Parker“ — das galt dem Lakaien — „jetzt ist es an meinem Enkel, mir behilflich zu sein.“

„Ihr anderen — schert euch an eure Plätze. — Dies Schloß ist geräumig genug. Miß Mariner“ — das war die Gesellschaftsdame — „sorgen Sie bitte für entsprechende Unterkunft — ja, liebes Kind? Und nun Henry — deinen Arm, bitte. — Dort ist eine Palmengruppe, die mir zusagt. Schöne Sessel . . . Bring' mich dahin und beichte. Was ist los? Weshalb keine Nachricht? Weder von dir — noch von deinem Vater — von deiner Mutter ganz zu schweigen. Die ist wenigstens nur konsequent — denn die schreibt nie.“

Henry erzählte, was vorgefallen — welche Gedanken sie alle so in Anspruch genommen, daß sie die gute, alte — immer noch so tatkräftige Grannee — oh, nicht wahr? — ganz vergessen hätten.

Jim, der alles sah und wußte, brachte eine Erklärung.

Er kannte Geschmack und Gepflogenheiten der alten Duchesse.

„Melde mich noch nicht, alter Bursche!“ gebot ihm Grannee. „Erst will ich mit Lord Rudyard ein bißchen allein bleiben.“

Nach einer halben Stunde erschien der Duke.

Natürlich hatte Jim ihm sofort Bescheid gesagt — Goyke aber dem Wunsch seiner Mutter Rechnung getragen und sich noch zurückgehalten.

Er fand die Greisin strahlend und fast triumphierend.

„Junge, lieber Junge“ — sie nahm den schmalen Kopf ihres Sohnes zwischen ihre kalten, zarten Hände — „nun aber meinen allerherzlichsten Glückwunsch. Dies deutsche Mädchen — übrigens ist sie durch die Familie ihrer Mutter wirklich mit uns entfernt verwandt; eine Tochter des Goyke, der mit Elise in Indien war, hat einen hannoverschen Grafen Kieselmannsegge geheiratet . . . bißchen lange her — immerhin . . . Also auf dies deutsche Mädchen freue ich mich. Ein Brautmädel muß sie sein. Und nun, mein Junge, warum dies betrübte Gesicht? — Nun wird alles — alles gut werden . . . glaube mir.“

„Alles? Ach, Mutter!“

Aber den weißen Sand kam mit ihrem grazösen Schritt, der viel mehr der Schritt einer Französin als einer Engländerin zu sein schien, Ellen Goyke.

Die ganze, warme Liebe, die sie für die lebenswürdige Greisin empfand, leuchtete aus ihrem schönen Gesicht. Nie war sie reizvoller — nie jünger erschienen, als in diesem Augenblick.

Grannee streckte ihr beide Hände entgegen.

„Mein liebes — liebes Töchterchen . . .“

Ellen küßte die lieben alten Hände.

„Was sagst du zu dem allen? Wir haben ihn“ — Grannee deutete auf den Herzog — „doch zuweilen ein ganz klein wenig unterschätzt, ihm zuweilen Unrecht getan — nicht?“

Aber Ellens schöne Züge huschte ein Troß — aber er war gemischt mit einiger Bitterkeit, mit weher Enttäuschung.

„Henry Clifford macht sich nicht allzuviel daraus, Herzog von Arles zu heißen“, erwiderte sie der alten Dame wegerwend. „Er ist jung und demokratisch.“ „Ach, Ellen — es ist nicht das“, Grannees weiche Hände liebkosten die zarten Wangen der Schwiegertochter. „Aber ein Mann hat seines Lebens Werk mit Erfolg krönen dürfen. Das ist das Wichtigste an der Sache.“

Ellen sah zu Goyke hinüber.

Es war eigentlich schon lange her, daß sie ihrem Gatten einmal gerade und schauend in die Augen geblickt hatte.

Jetzt wunderte sie sich ein wenig über den heischen und bittenden Ausdruck in ihnen — aber böse Erfahrung machte sie misstrauisch.

„Ach“, sagte sie mit zuckenden Lippen und konnte nicht hindern, daß sie über und über errötete, „wenn schon — Er wird sich bald genug ein anderes Stedenpferd zulegen. Und ich . . .“

Aber Goyke — durch die Gegenwart Grannees merkwürdig gefestigt und gesichert seiner Gattin gegenüber, erwiderte mit seinem Lächeln: „Mein Stedenpferd wird sein, wie eben gerade den Prozeß — denn er ist so gut wie gewonnen —, das Herz meiner schönen und klugen Frau zu gewinnen.“

Und er küßte Ellens Hand mit der Ritterlichkeit eines jungen Bewerbers.

Die Herzogin zuckte zwar ein bißchen blasiert und nicht ohne Ironie die Achseln.

Aber um ihren Mund huschte ein kleines Lächeln, und sie zog ihre Hand nicht — wie sonst — indigniert zurück.

(Schluß folgt).

Angeln, Fischen, Kriebeln.

Von Siegfried von Vegesack.

Nun bin ich wieder heimgekehrt zu dem Fluß, an dem meine Wiege stand, und der merkwürdigerweise auch die „Wiege“ heißt. Und ganz so still und beruhigend, wie sein Name, ist dieser dunkle, moorige, in vielen Biegungen zwischen Erlen- und Weidengebüsch, Schilf und weiten Wiesen langsam dahingleitende Fluß, in dessen schwarzen, kaum bewegten Duchten weiße Wasserrosen blühen, und an dessen Ufern weiße Störche spazieren.

Und wieder wie damals, als Junge, werfe ich die Angelschnur aus, halte die lange Rute mit beiden Händen und starre entrückt auf den Korken. Und ganz wie damals habe ich die Regenwürmer hinter der alten Holscheune in der schwarzen Erde ausgegraben, sie in eine Schachtel getan, in Moos gebettet, und das Moos mit ein wenig Milch getränkt: dann werden die Würmer weiß und besonders schmackhaft für die Fische. Und natürlich habe ich nicht vergessen, sie vor dem Einwurf ins Wasser nach alter Angler-Regel tüchtig zu bespuden: das bringt Glück.

Aber trotzdem: das Glück bleibt aus, und die Sache will mir nicht mehr recht behagen. Das Aufwießen der Würmer, das Gezappel und Gestampel der festgebissenen Fische geht mir doch etwas auf die Nerven. Wie unbedenklich, wie unbekümmert war man als Kind! Man dachte sich wohl nichts dabei, man war noch selbst ein kleines Tier, naiv und grausam wie alle Kreaturen. Und nun ist man alt und gefühlvoll geworden. Vielleicht hat man auch nicht mehr die richtige Geduld. Oder sind es nur die Stechbrennen, und man will die eigene Wehleidigkeit mit Mitleid für Bumm und Fisch beschönigen? Vielleicht — alles zusammen. Jedenfalls macht das Angeln nicht mehr den Spaß wie damals.

Und so will ich es mit dem Fischen probieren. Das ist eine ernstere, viel großartigere, aber auch viel schwierigere Beschäftigung. Der alte Grabenstecher Indrit, der so alt ist, daß er sich in den letzten zwanzig Jahren kaum verändert hat, der noch den Großvater kannte und mir die ersten Weidenflöte schnitzte, besitzt ein wunderbares Reiz. Er selbst kann allerdings nur noch am Ufer mit dem Stod klopfen und die Fische ins Reiz treiben, — aber sein Entel, der Jahn, mit dem ich früher die Pferde von der Koppel heimreite, geht mit mir ins Wasser und hilft mir beim Fischen.

Das ist nicht so einfach: der eine muß mit dem Strid ans andere Ufer hinüberschwimmen, dann wird das Reiz über den ganzen Fluß gespannt, und nun geht man gleichzeitig an beiden Uferseiten so schnell wie möglich im moorigen Wasser vorwärts und zieht das schwere Reiz. Oft versinkt man dabei bis zu den Hüften im moorigen Untergrund, verliert völlig den Boden unter den Füßen und muß schwimmen, — darf aber das Reiz natürlich nicht loslassen. Wenn aber der Strid abgerollt ist, das schwere Reiz zu ziehen anfängt, man nicht vom Fled kommt und nirgends Grund findet, wird die Sache schon recht ungemütlich.

Am schlimmsten ist es aber, wenn man in das vom Ufer weit über das Wasser geneigte Buschwerk gerät: die Äste geben nach, man kann sich nicht an ihnen halten, aber sie sind doch so dicht und so stark, daß man nicht zum festen Ufer vordringen kann. Und das Reiz zieht, der Strid widelt sich einem um die Beine, man strampelt selbst verzweifelt wie ein gefangener Fisch! Schlimm ist es auch, wenn das Reiz sich irgendwo am Grunde an einem fauligen Baumstamm verfangt, und man es vorsichtig lösen muß.

Aber dann kommt der aufregende Augenblick: ich schwimm über den Fluß, die beiden Reizende werden schnell vereinigt, und nun wird das Reiz mit Schwung, so hurtig es geht, — auch der alte Indrit greift zu, — aufs Ufer hinaufgezogen. Und wenn dann zwischen grünem Schlamm die silbernen Schuppen der Weißfische glänzen, ein fetter Bär in die Maschen zapfelt, oder ein mächtiger Döcht mit bösem, dreieckigem Kopf wütend um sich schlägt, — sind alle Strapazen belohnt.

Mit dem Reiz fischen, wenn man selbst ins Wasser muß und fast erfaßt, ist doch etwas ganz anderes, als das harmlose Angeln!

Aber am schönsten ist doch das Kriebeln! Leider sind die Vorbereitungen noch viel grausamer und peinlicher, als beim Angeln: man braucht als Köder nicht Regenwürmer, sondern Frösche. Und diese Frösche müssen vorher gehäutet werden. Ich verstehe das nicht ganz, aber der alte Indrit versichert mir, daß Kriebse nur gehäutete Frösche fressen, — wie wir nur geschälte Kartoffeln, — das ist so ihre Eigenart. Früher war das eine Kleinigkeit: Frösche fangen, gegen einen Stein totschlagen und die Haut abziehen. Aber jetzt ... Man ist eben alt und ein wenig empfindlich geworden. Jahn muß es allein erledigen.

Dann wandern wir, nach Sonnenuntergang, mit Köder und Stangen beladen, zur Wiege. Kriebse fressen nämlich nur in der Nacht. Eine merkwürdige Leidenschaft: nachts gehäutete Frösche zu verzehren. Wir besetzen die nassen unheimlichen Tiere in der Mitte der runden Köcher und versenken sie im Fluß. Dann machen wir am Ufer ein Feuer und lagern uns.

Wie hell und grün die Nächte hier sind! Grüne Wiesen, grüne Haferfelder, grüner Flachs, grüne Dämmerung, grüner Himmel. Aber dem schwarzen Waldrande blutet der Horizont. Jahn hat sich die langen Riemen der „Pakeln“, der lettischen

Sandalen, abgewandelt, die Hosen bis zu den Knien aufgesteckt und wärmt die nassen Füße am Feuer. Ich folge seinem Beispiel. So hocken wir nebeneinander, rauchen und legen dann und wann einen neuen Ast auf die Glut. Aber sprechen können wir nicht viel: zur Not kann ich ihn wohl verstehen, aber mir fehlen fast alle lettischen Worte, ich muß mich mit einigen Brocken behelfen. Beim Kriebeln soll man aber auch nicht viel reden.

Nun ist der große Augenblick gekommen; wir waten durch das Schilf und ziehen den ersten Köcher aus dem Wasser: nein, kein Krieb. Aber im zweiten hängen gleich zwei schwarze Kerle. Wir bringen sie ans Feuer, fassen sie vorsichtig um die harte Taille, — die Scheren können tüchtig knirschen, — und stopfen sie in den Sad. Dann werden die Köcher wieder im Fluß versenkt. Die kleinen Kriebse legen wir aber ans Ufer, mit dem Schwanz ins Wasser: man darf sie nur nicht in den Fluß werfen, sie müssen selbst rückwärts hineintreiben. Sonst ertrinken sie. Das ist so ihre Eigenart. Jedenfalls behauptet das Jahn.

Bald knistert es schon im Sad von den vielen Kriebse, — ein sonderbares, unheimliches Geräusch, und eine uralte Kindheits-Erinnerung taucht aus der Versenkung auf: ich hocke auf dem mit weißem Sand bestreuten Küchenboden, über einen Bastkorb gebeugt, in dem die schwarzen Ungeheuer knistern und trabbeln ...

Vieles ist in diesen zwanzig Jahren anders geworden, aber die Wiege, der alte Indrit und die Kriebse haben sich nicht verändert.

Das Ausgeding.

Von Wilhelmine Baltineker.

Quist sitzt auf dem Hügel hinter seinem Bauerngut. Den Ellbogen auf dem Knie, das Kinn in der Hand, die Brauen zusammengezogen.

Babine, sein Weib, steht neben ihm. Forscht mit unruhig fragendem Blick in sein hartes, ediges Gesicht, tut den Mund auf, begütigt:

„Ist nicht so schlimm, glaub' mir, ins Ausgeding zu gehen! Wirst Frieden haben und endlich Ruh' nach den vielen schweren Arbeitsjahren! Wirst dein gutes Essen haben und dein weiches Bett wie bisher, und kannst schlafen, bis die Sonne kommt, und weit darüber hinaus.“

„Schweig!“

„Ich kann nicht schweigen, Mann! Es muß ein Ende haben. Wenn du weiter so trost und nicht ins Ausgeding willst, bleibst uns das Mädchen sitzen! Im nächsten Jahr ist sie dreißig!“

„Mach' sie nicht älter, als sie ist! Erst neunundzwanzig wird sie im nächsten Jahr!“ fährt er sie an.

„Nun, so meinetwegen: neunundzwanzig,“ sagt weinerlich die Frau. „Da du doch immer recht behalten willst, Mann. Aber das ändert nichts daran, daß sie endlich heiraten soll!“

„Die wird noch in zehn Jahren Männer genug bekommen können, gut gewachsen wie sie ist.“

Mutter Quist zieht zweifelnd einen Mundwinkel hoch, pendelt mit dem Kopfe. „Kann man nie wissen. Du hättest mich nicht genommen, wenn ich schon in den Dreißig gewesen wäre!“

„Rapperlapapp!“ Er schiebt die Unterlippe vor. Sie weiß, das bedeutet bei ihm, daß er nun durch nichts zum Weiterreden gebracht werden kann. Dennoch fährt sie hartnäckig fort:

„Keiner, der sie nimmt, will wie ein Knecht hierherziehen. Jeder will, daß du nach Brauch und Sitte das Gütel übergibst und dich ins Ausgeding zurückziehst!“

Er sitzt und starrt in den sinkenden Abend. Gibt keine Antwort. Bis sich die Frau zu ihm hinneigt und ihm zuflüstert:

„Altjüngfergrillen kriegt sie vom langen Warten! Die Köse und die Kläre sind längst schon verheiratet und sind jünger als sie. Die wollen die alte Jungfrau nun gar nicht mehr zur Freundin. Sie schämt sich. Bei dir liegt's, Mann, daß sie heiratet! Und daß du's nur weißt, läßt du's weiter nicht zu und geschickt ihr was, so leb' ich keinen Tag länger als sie. Der Sohn hat mir weggeheiratet; ich hab' nur noch dies Kind.“

„Wär mir nicht die Ohren voll! Es nützt dir nichts.“ Jörnig erhebt sich der Alte und geht über den Ager ins Haus.

Mühsam ist er am Abend mit Frau und Tochter am breiten Tisch die Suppe. Beide Frauen umlauern ihn unangeseht mit ihren Blicken. Ihm kommt das Wort, auf das sie warten, nicht über die Lippen.

Nach dem Essen streicht sich die Tochter, die Kav, die Schürze glatt, stellt sich aufrecht vor den Vater hin, sagt mit erhobnem Kinn:

„Ich geh' als Magd nach Schievelshöh' daß du's weißt.“

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. Gänther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.